

Zeitschrift: Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Herausgeber: Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Band: 27 (1911)

Heft: 24

Artikel: Das Bauernhaus in der Ostschweiz

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-580316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bauernhaus in der Ostschweiz.

(Zur Ausstellung im Kunstverein (Kirchhoferhaus) St. Gallen zur Generalversammlung der Schweizer. Gesellschaft zur Erhaltung historischer Kunstdenkmäler.)

Die Ausstellung in den Parterreräumen des Kirchhoferhauses in St. Gallen hat einen andern Zweck, als wir ihn sonst von den dortigen Ausstellungen gewohnt sind. Sie will nicht wie sonst die Kunst des Ausstellers, des Malers oder Zeichners, der sich uns gerade vorstellt, veranschaulichen. Diese soll vielmehr durchaus zurücktreten hinter dem Dargestellten. Es ist eine Vorführung ostschweizerischer Heimatkunst, Volkskunst im echten Sinne des Wortes: Das Bauernhaus der Ostschweiz ist ihr Thema. Die in drei Ausstellungsräumen aufgestellten Blätter sind eine Auslese aus einer Sammlung, welche in 30jähriger Arbeit zusammengebracht wurde auf Exkursionen, während Ferienaufenthalten in den verschiedenen Gegenden, überhaupt bei jeder Gelegenheit. Zum Teil sind sie, besonders die Federzeichnungen, nach raschen Skizzen zu Hause ausgeführt, zum Teil vor der Natur direkt fertig gemacht. Wie andere Käfer, Pflanzen oder Steine, so sammelt Salomon Schlatter, Architekt, in St. Gallen, Häuser.

Im Hause, und ganz besonders im Bauernhause, spricht sich der Charakter des Volkes aus, seine Stammesart, Lebensweise, Beschäftigung; aber auch derjenige des von ihm bewohnten Landes, seines Klimas, seiner Fruchtbarkeit, seiner Verkehrsmöglichkeit, des vorherrschenden Baumaterials usw. Es sind im großen und ganzen drei Haupttypen des Bauernhauses, die uns aus dieser Sammlung entgegentreten:

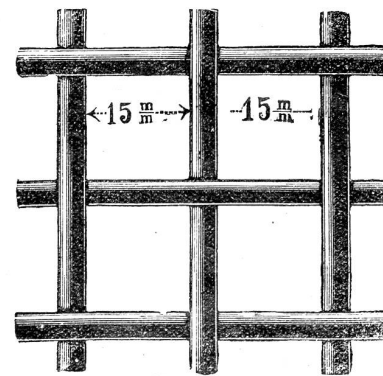
1. Das Engadinerhaus (im Kupferstichraum), fast ganz auf das Tal des Inn beschränkt, mit wenigen Ausläufern ins Bergün und Albulatal etwa bis Tiefenlatal hinunter. Dieses ist ein streng in sich abgeschlossenes Ganzes, wie ein kleines Fort gegen äußere Feinde und die Unbilden des Klimas durch starke Mauern geschützt. Der obere und untere Suort, an den sich vorn die Wohnräume, hinten die Scheunen und Ställe anschließen, ist der besonders charakteristische und nur diesem Hause eigentümliche Raum. Kleine, tief in der Mauer liegende Fensterchen, niedliche spitze Erkerchen und die großen Haustore geben ihm sein eigenartiges Aussehen. Die Außenwände der Scheune sind in überaus reicher, zierlich durchgeführter Zimmerarbeit erstellt.

2. Das eigentliche Schweizer Alpenhaus, dem man von den großen Legschindeln, „Länden“, mit denen sein Dach früher allgemein gedeckt war, wohl den Namen „Länderhaus“ (ebenfalls im Kupferstichraum) gegeben hat. Diesem Typus begegnen wir so ziemlich im ganzen schweizerischen Alpengebiet, sowie im Vorarlbergischen und in den benachbarten Teilen des Allgäu, einerlei, ob die Bewohner Alemannen oder Rätoromanen seien. Es ist allgemein im Blockbau aufgeführt, in einigen Bergtälern noch aus runden Stämmen „aufgetrillert“. Meist aber ist das Bauholz vierkantig beschlagen und gehobelt, mit vorstehenden Köpfen sauber übereinander geschafft und die Fugen mit Moos gedichtet. „Gestrickt“ nennt der Appenzeller und Toggenburger diese Bauweise, „gewätet“ oder „gewettet“ der Innerschweizer. Je älter die Häuser sind, desto ähnlicher sehen sie sich durch das ganze Gebiet. An der Giebelseite, der Sonne zugekehrt, liegen Stube und Nebenstube, an der Rückseite „Vorhaus“ oder Hausgang und Küche. Das Dach hat sehr flache Neigung, damit die Lose aufgelegten und mit Steinen beschwerten Schindeln nicht abrutschen, und großen Vorsprung zum Schutze der Wände gegen das

Better. Die Fenster sind gekuppelt, aber noch sehr klein und mit in Blei gefaßten Buzenscheiben verglast. Die Scheune steht nur in loser Verbindung oder ganz frei neben oder hinter dem Haus. So hat sich der ursprüngliche Haustypus am reinsten und als der heute noch vorherrschende erhalten in den Tälern von Graubünden und in der Urschweiz. Um den Vierwaldstättersee herum findet man heute sogar noch sog. „Rauchhäuser“, denen ein Kamin fehlt. Der Rauch sucht sich einen Ausweg durch Wände und Dach. Im Appenzellerland sind sie seit über 100 Jahren verschwunden.

In der weiteren Entwicklung werden die Fenster größer und ordnen sich in Reihen nebeneinander, besonders an der Bohnstube. Die Strickwände werden mit zierlich geschnitzten Zahnschnittchen und andern Ornamenten geschmückt, die Dachträger schön ausgeschweift. In vielen Gegenden, Innerschweiz, Toggenburg, Rheintal, Prätigau, wird an die Traufseite über der Haustür eine Laube angefügt zur Unterbringung von allerlei Vorräten und zum Schutze des Eingangs. Die Fenster erhalten einen Verschuß durch Zugladen, die wieder durch ein Stück Vertäferung geschützt sind. Diese beiden neuen Bauelemente, Laube und Zugladentäfer bieten reiche Gelegenheit zu schöner, sachgerechter Belebung und Schmückung des vorher so einfachen Hauses. In den verkehrsarmen, industrieloosen Bündnertälern bleibt das Bauernhaus auf dieser Stufe stehen. Bauten mit dem Datum 1680 unterscheiden sich kaum von solchen, die aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammen. In den umtriebsameren Gegenden der Ostschweiz aber bringen die durch den gesteigerten Verkehr, Handel und Industrie beeinflussten Aenderungen der Lebensweise auch Fortschritte im Hausbau.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird das Schmerschindeldach durch das „Nageldach“ verdrängt, d. h. die fein gespaltenen und viel kleineren Schindeln werden mittelst eiserner Nägel auf den Dachbetten befestigt. Dadurch wird eine viel steilere Anlage des Daches ermöglicht, also ein rascheres Abfließen des Regenwassers, und zugleich im Innern viel Raum gewonnen. Auf alten Häusern wurde einfach die Dachhaut ersetzt, ohne Aenderung des Dachstuhles. Sie stehen heute noch überall zerstreut zwischen den andern. Das Volk gibt ihnen den verächtlichen Namen „Tätschhäuser“, sogar die Bezeichnung „Heidenhaus“ kann man hören. Der Dachstuhl des Nageldaches eignet sich ohne weiteres auch für das Ziegeldach, dessen Einführung seit 150 Jahren langsam fortschreitet. Er schützt aber die Fensterwand nicht mehr so gut gegen den Schlagregen. Deshalb



Mech. Drahtgitterfabrik
G. Bopp
Olten und Hallau

Spezialität:
Stahldraht-^{2089b}
Sortiergeflechte
für Sand, Kies-Sortierapparate, lieferbar in jeder beliebigen Dimension, sind unverwüßlich.

Drahtgeflechte
jeder Art, für Geländer etc.
Sandsiebe, Wurfgritter,
Sortiermaschinen etc.
Rabbit- und Verputzgeflechte
jeder Art.
Für Baugeschäfte sehr billig

hängte man besonders in der Innerschweiz über jede Fensterreihe ein Vordach zu ihrem speziellen Schutz. Dieses neue Bauglied kam vom Luzernerbiet her auch ins Toggenburg und einzelne Orte des Appenzellerlandes. Hier öffneten sich die der Sonne zugekehrten Siebelseiten ja immer mehr dem Licht, indem sie sich fast vollständig in Fenster auflösten. Die allgemein eingeführte Hausindustrie, die Handstickerei insbesondere, war Ursache dieses Lichtbedürfnisses. Die Handweberei hatte schon vorher den Webkeller gebracht. Sie veranlaßten den Bauern, der zugleich Industriearbeiter wurde, auch den Stall in direkte Verbindung mit dem Hause zu bringen.

3. Der dritte Haustypus der Ostschweiz ist im Thurgau und seinen Grenzgebieten gegen St. Gallen hin zu finden. Er könnte eigentlich „Das schwäbische Haus“ (im gelben und im grünen Raum) genannt werden, denn er ist zu uns über den Bodensee hergekommen und hat drüber seine eigentliche Verbreitung. Dieses Haus ist durch seine Konstruktionsart vom eigentlichen Schweizerhaus scharf geschieden. Es ist ein „Riegel- oder Fachwerkbau“. Die ältere Form kehrt die Drauffseite nach der Straße und hat meist die Scheune unter gleichem Dach angebaut. Die neuere, vielleicht von Appenzell her beeinflusst, hat Siebelfront. Dann steht die Scheune oft frei daneben oder dahinter, mit dem Haus, einem Waschkhäuschen und etwa noch andern Baulichkeiten einen ganzen stattlichen Bauernhof bildend. Es ist am meisten von allen andern ein richtiges Bauernhaus, dem heute leider auch dort fast ganz verschwundenen Feldbau entsprechend. In unserer Sammlung ist es am wenigsten vertreten, da bisher die Verkehrsmittel nach jenen Gegenden noch sehr zu wünschen übrig ließen. Die neue Bahnlinie hat sie uns erfreulich näher gerückt.

In der ganzen Sammlung befindet sich manches Haus, das nur in ihr erhalten geblieben ist; ganze darin vertretene Dörfer, wie Scheid und Bonaduz, sind abgebrannt, einzelne Objekte mußten Neubauten weichen. Manches Haus ist dabei, dessen sich der Besitzer schämte, weil es auch gar so „altfränkisch“ aussehe. Wer heute des Weges kommt, findet es schön „grenoviert“, verputzt oder verschindelt, oder gar durch Aufnageln von „Kralentäfer“ zu einem „Chalet“ gemacht. Das Gefühl für die wunderbare Schönheit der Bauten unsrer Alten, das aus sicherer Anpassung an ihr Bedürfnis und schließlich, solidem Handwerkskönnen herausgewachsen ist, ist unserm Volke vollständig abhanden gekommen. Das Prozedur der Stadt hat es ihm genommen. Die Stadt hat darum auch die Pflicht, für Wiedererwachen desselben zu sorgen.

Neue Regeln beim Bau und bei Verbesserung der Wasserwerke.

Die Regeln, welche man nach dem H-Korrespondenten des „Waterland“ bei Beschaffung von Wasser beobachten soll, lauten wie folgt:

1. Gute Borarbeiten, wenn tunlich lange Beobachtungen. Es ist ratsam, Quellgebiete und Quellwasser von kompetenten Fachleuten untersuchen zu lassen. Auf jeden Fall soll man in jeder Gegend alle Quellen und Quellgebiete gut beobachten, wenn tunlich oft — namentlich bei Trockenheit — Wassermessungen vornehmen und protokollieren, damit man zu jeder Zeit weiß, wie sich Quellgebiete verhalten. Die Erfahrung und Beobachtung ist hierin eine gute Lehrmeisterin und schützt vor schmerzlichen Täuschungen.

2. Man Sorge für viel Wasser! Große Röhrenversorgungen ärgern uns nur, zur Zeit der größten Not sind sie leer. Besonders jetzt bei so großer Trockenheit

soll man Fassungen erstellen, sich um Wasser umsehen, Messungen vornehmen, Quellen sich sichern usw. Wie schön und gut ist es nicht, zur Zeit der Trockenheit über genug Wasser zu verfügen. Man spare lieber am Reservoir oder an der Leitung, aber nicht an der Wasserzufuhr.

3. Heute werden nur tiefe Fassungen gemacht. Vor 50 und mehr Jahren hat man auf 1 bis 2 m, später auf 3 gefaßt, und heute geht man auf 6 und mehr Meter Tiefe. Tiefe Quellen, tiefe Fassung heißt die Lösung.

Damit kommt man in Kollision mit dem Druck des Wasserwerkes, denn auch dieser sollte genügend sein. Wasser ist mehr wert, als viel Druck! Uebrigens weiß man sich heute zu helfen durch folgende Mittel:

a) Der Widder schafft das Wasser in die Höhe, doch verzehrt er hierbei selbst viel Wasser. Oft kann das Abwasser für ein tieferes Werk nutzbar gemacht werden.

b) Für große Steigung wird die Wassersäulenmaschine angewendet, welche das Wasser 50 und mehr Meter heben kann.

c) Das beste ist ein bescheidenes Pumpwerk, welches an den meisten Orten mit billiger elektrischer Tageskraft betrieben werden kann. Schon mit einigen hundert Franken kann man bei kleinen Werken Elektromotor und Pumpe anschaffen und das Wasser in die Höhe bringen. Je nach Umständen kostet die Beförderung von 1000 l Wasser auf 50 m Höhe 3—4, höchstens 5 Rp., wenn Tageskraft von 6 Rp. per R. W. St. angewendet wird; höher als 6—8 Rp. muß man zu diesem Zweck den Strom selten bezahlen.

Der Wassermangel kann heute da, wo elektrische Kraft vorhanden ist, leicht und billig gehoben werden, indem man tiefer gelegenes Wasser von Brunnen und Quellen direkt in das Leitungsnetz einpumpt. In Dörfern und Gehöften kann man mit einem Elektromotor von 1—5 PS und einer gekuppelten Zentrifugalpumpe genügend Wasser einpumpen, das teils sofort verbraucht wird, teils ins Reservoir steigt. So können trotz der Trockenheit die Abonnementen reichlich ihren Wasserbedarf decken, ohne daß man sich stark mit Kosten belastet. Wenn dann wieder viel Wasser von oben zufließt, wird der Motor zu andern Zwecken verwendet und die Pumpe gut reserviert, bis wieder Not an Mann kommt. Wo die hoch gelegenen Quellen gern versagen, hat man in der Tiefe gewöhnlich die stärksten Quellen.

Das ist heute das einfachste und billigste System, um schwache Wasserwerke zu stärken.

4. Wenn tunlich, werden namentlich bei größern Dorfwaterwerken Quellen in mehreren Gebieten, selbst auf mehreren Hügeln gefaßt, selbst wenn sie bedeutend ungleich hoch liegen. Alle tiefern Zuleitungen erhalten Rücklaufklappen, dann kann man mehrere Quellen einleiten, selbst mehrere Reservoirs in ungleicher Höhe einbauen, man kann leicht mittelst elektrischer Schaltung von jedem beliebigen Reservoir Wasser einschalten usw.

Dadurch, daß wir höhere und tiefere, auch weiter von einander entfernte Quellgebiete einbeziehen, bekommen wir verschiedene Quellen, darunter auch bessere, konstantere, wodurch das Werk sehr gewinnt. Man ist nicht von einem Gebiet allein abhängig; oft tritt der Rückgang der Leistung bei einem Gebiet viel später ein als beim andern usw. Außerdem bekommt man Wasser von zwei und mehreren Seiten, kann auch die Reservoirs einfach bauen und auf mehrere Seiten verteilen. Bei Störungen, Reparaturen usw. braucht man nur ein Schieberloos, nicht das ganze oder halbe Werk auszuschnalten. Man muß sich wenn möglich von den einseitigen Werken frei machen und darnach trachten, mehrere Quellen, mehrere Quellgebiete, wenn tun-